

0. Impressionen *in situ* - Konturierung der Fragestellung

In meiner Dissertation *Medienkulturelle Manifestationen gegenwärtiger Familienpolitik* werden aktuelle vorgeburtliche Leitideen, Geburtsparadigmen, Schwangerschaftskonzeptionen und »Herstellungsarrangements von Familie«¹, also Familiendiskurse, analysiert. Die Zusammenfassung der untersuchten *familialen Arrangements* (darunter fällt beispielsweise die gezielte Anordnung eines Kinderwagens in einem Schaufenster) unter dem Oberbegriff *Familienpolitik* impliziert das nicht zu stornierende Spannungspotenzial derselben. Dass Familialität politisch ist, kommt deutlich und eindrucksvoll in Carolin Emckes Rede im Oktober 2016 anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels zum Ausdruck. Jene politische Dimension von Familialität verbindet diese mit gesamtgesellschaftlich hoch umkämpften Termini wie etwa Religion und Volk:

»Zur Zeit grassiert ein Klima des Fanatismus und der Gewalt in Europa. Pseudo-religiöse und nationalistische Dogmatiker propagieren die Lehre vom ›homogenen Volk‹, von einer ›wahren‹ Religion, einer ›ursprünglichen‹ Tradition, einer ›natürlichen‹ Familie und einer ›authentischen‹ Nation. Sie ziehen Begriffe ein, mit denen die einen aus- und die anderen eingeschlossen werden sollen. Sie teilen willkürlich auf und ein, wer dazugehören darf und wer nicht.«²

Es ist kein Zufall, dass die *natürliche* Familie in einem Atemzug mit kontrovers diskutierten Termini wie *homogenes Volk*, *wahre Religion*, *authentische Nation* und *ursprüngliche Tradition* genannt wird. Ablesbar an Emckes Rede ist neben der Gegenwart von Familie, also der Aktualität und der Brisanz von Familie, eben auch die politisch-konfliktäre Dimension von Familialität.

Aber ganz konkret. Was verbindet die scheinbar private Kategorie *Familie* mit den Großkategorien *Nation*, *Volk*, *Tradition* und *Religion*?

-
- 1 Lange, Andreas und Alt, Christian: Die (un-)heimliche Renaissance von Familie im 21. Jahrhundert. Familienrhetorik versus »doing family«, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, Sonderheft 9 (2009), S. 31–38, hier: S. 36.
 - 2 Die Friedenspreisrede »Anfangen« von Carolin Emcke ist online einzusehen: <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/1244997/> (zuletzt aufgerufen am 04.02.2017).

Es ist das Zusammenspiel von Exklusion und Selbstvergewisserung. Familialität konstituiert sich wie etwa Nation und Volk stets entgegen etwas³. Familialität existiert nicht aus sich selbst heraus. Familialität braucht das Andere als Grenzmarkierung und Familialität braucht die Selbstvergewisserung.

Die hier zugrunde liegende Annahme einer konstitutiven Verschachtelung von *Medien* im weiten Sinn (so ist etwa ein Kalender als Medium zu begreifen) und *Kultur* als *Medienkultur* (Siegfried J. Schmidt) kann nicht auf einen Ansatz hinauslaufen, der sich mit der Untersuchung verschiedener Aushandlungen »in den Medien« begnügt. Die Annahme einer Medienkultur führt zu neuen und anderen Erkenntnissen rund um Familienpolitik, indem konzeptionell vielfältige, bisher noch nicht gemeinsam betrachtete, auch untypische Medien syntagmatisch zusammengedacht werden.

Wenn ich unterschiedliche Medien *syntagmatisch* betrachte, dann bedeutet dies, dass *disparate* Medien *nebeneinander*, *antihierarchisch* und *zusammengestellt*⁴ betrachtet werden. Damit ist erstens gemeint, dass aus der Analyseperspektive Medien unter Stornierung ihres kulturellen Rufs schlichtweg funktional als Medien betrachtet werden. Zweitens geht damit einher, dass im Hinblick auf die Objektebene Gemeinsames zwischen medialer Disparatheit herausgearbeitet wird. Hierbei lässt sich nun der medienkulturwissenschaftliche Rekurs auf Foucault besonders gut verdeutlichen. Im Rekurs auf *Die Ordnung der Dinge* führt Frietsch an, dass es Foucault um Gemeinsamkeiten zwischen Disparatem geht:

»Foucaults Analyse gilt den Zusammenhängen zwischen den unterschiedlichen Aussagen und Disziplinen, aber auch zwischen den Instrumenten, Techniken, Institutionen, Ereignissen, Ideologien und Interessen«⁵.

Frietsch vermerkt dann auch hierin die konzeptionelle Nähe zum späteren Dispositivbegriff⁶. So wie Foucault auf Zusammenhänge zwischen Unterschied-

3 Zur Konstitution von Familie als geschlossener Einheit, die sich nach außen und gegenüber Andersartigkeit abgrenzt siehe Dreyse, Miriam: Mutterschaft und Familie. Inszenierungen in Theater und Performance, Bielefeld 2015, beispielsweise S. 152 oder S. 335.

4 Im Griechischen bedeutet das Wort *Syntagma* (σύνταγμα) Zusammengeselltes, siehe hierzu Clément, Danièle: Syntagma, in: Glück, Helmut (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache, 3., neubearb. Aufl. Stuttgart und Weimar 2005, S. 669.

5 Frietsch, Ute: Die Ordnung der Dinge, in: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider Ulrich J. (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Sonderausgabe, Stuttgart 2014, S. 38–50, hier: S. 43.

6 Ibid.

lichem – vereint im Dispositiv – referiert, so geht es mir um das medienkulturell Gemeinsame zwischen medialer Disparatheit⁷ – vereint in der Medienkultur.

Indem unterschiedliche Medien miteinander konfrontiert werden⁸, kann der häufig vorhandene synekdochische Zugang, bei dem ein Medienformat zum Kronzeugen und Repräsentanten aller Medien verlängert wird, umgangen werden. Dies ist von Bedeutung, weil aktuell besonders prekär immer wieder »die Medien« mit reduktivem und demokratiefeindlichem Populismus verbunden werden. Ich leugne nun eine Verbindung von bestimmten Medienformaten und Populismus, auch Rechtspopulismus, keineswegs⁹. Gerade daher erscheint eine Zusammenstellung disparater Medien nicht nur hilfreich, sondern sogar auch notwendig, um nicht reduktiv zu verfahren. Dies erweist sich nicht zuletzt mit Blick auf die mediale Präsenz Kulturschaffender als sinnvoll. Zahlreiche Künstler_innen¹⁰ kommunizieren nämlich fast ausschließlich über soziale Plattformen, wie beispielsweise *YouTube*, mit ihrem Publikum. Es ist nun leicht einsehbar, dass ein Verzicht auf die Zusammenstellung disparater Medien zu irrigen Schlussfolgerungen hinsichtlich Absenz oder Präsenz¹¹ der jeweiligen

7 Siehe dazu auch die Äußerungen von Giesen im Hinblick auf eine Verbindung von Medialität und Dispositivität; Giesen, Roman: Zur Medialität von Liebe, Würzburg 2014, S. 40–41, S. 150.

8 Dreyse hat Mutterbilder des 18. Jahrhunderts in der bildenden Kunst und im Theater verglichen und auf inhaltliche Diskrepanzen und darstellerische Gemeinsamkeiten verwiesen, Dreyse: Mutterschaft und Familie, S. 16–17, S. 200.

9 So kann einer Studie folgendes Verdikt entnommen werden: »Das digitale Netzwerk ist voller Hass. Auch die seriösen Medien forcieren dabei nicht selten eine unkritische, unreflektierte Übernahme und Weitergabe von Bedrohungsrhetorik [...]. Sie gaben und geben rechtspopulistischen Akteuren ein Forum und befördern damit die Strategie der Neuen Rechten, Positionen, die vormals von allen als eindeutig undemokratisch und rechtsextrem verstanden wurden, nun als eine legitime Möglichkeit im Meinungsspektrum anzusiedeln. Den unbedarften Zuschauer erreichen dann zur besten Sendezeit menschenfeindliche und antidemokratische Botschaften, die ihm geadelt und abgesegnet durch die seriös erscheinende politische Debattenrunde, als offenkundig denk-, sag- und durchführbar erscheinen. So werden Meinungen gemacht und geformt – auch rechtspopulistische und rechtsextreme«, Zick, Andreas; Küpper Beate; Krause, Daniela: Gespaltene Mitte. Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016, Bonn 2016, S. 16–17.

10 Ich verwende den Gender Gap, um bezeichnungspraktisch Platz (entgegen altbekannter Zweigeschlechtlichkeit) für facettenreiche Vielfalt zu haben, siehe dazu auch Herrmann, Steffen K.: Performing the gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung, in: arranca! (2003), in: <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap> (zuletzt aufgerufen am 23.12.2015). Beziehe ich mich allerdings auf eine (beispielsweise als *männlich* oder *weiblich*) bereits eingeführte Instanz, sehe ich davon ab, den Gender Gap nachträglich zu setzen.

11 Zur bildlichen Präsenz und theatralen Absenz der Mutterbilder im 18. Jahrhundert siehe Dreyse: Mutterschaft und Familie, beispielsweise S. 16–17.

Künstler_innen käme. Um eine einseitige mediale Fokussierung zu vermeiden, werden also disparate Medien auf der Objektebene *zusammenzustellen* sein. Jene (in Anschluss an Foucault) dispositive Zusammenstellung disparater Medien mündet dann in ein *Medien-Potpourri* gegenwärtiger Familienpolitik. Ein Potpourri ist ja zunächst einmal etwas Diverses, Vermischtes, Verschiedenes, kurz Allerlei¹². Seit dem 18. Jahrhundert dient es als Bezeichnung für ein ›aus beliebten Melodien zusammengestelltes Musikstück‹. Dies leitet sich ab vom frz. *pot-pourri*, was so viel wie ›verfauter Topf‹ bedeutet. Ein *Pot-pourri* ist also zunächst ein ›aus verschiedenen Fleisch- und Gemüsesorten zusammengerechtes Eintopfgericht‹¹³. Mein Medien-Potpourri gegenwärtiger Familienpolitik ist somit eine Zusammenstellung disparater Medien. Nicht verschwiegen werden soll, dass jene negative Konnotation, wie sie in der Metapher des ›verfaulenden Topfes‹ anklingt, im vorliegenden Ansatz produktiv umzuwenden sein wird, indem nämlich davon ausgegangen wird, dass die latent negativ konnotierte Vermischung von Verschiedenem, also *Hochkulturellem* und teils durchaus läppischem *Alltäglichem* gerade neue und andere Erkenntnisse ermöglicht.

Ich gehe davon aus, dass eine wissenschaftliche Fokussierung auf jene vordergründig unbedeutenden, in die Alltagskommunikation eingeflochtenen familienpolitischen Arrangements wie etwa eine Messe-Topografie oder einen Kalender, und zwar als *Medien* betrachtet, einen bedeutenden Erkenntnisgewinn darstellt. Grundlage der vorliegenden Arbeit sind deshalb so *disparate* medienkulturelle Arrangements wie Literatur, Film, Dokumentation, (Zeitungs-)Artikel, TV-Serie, Flyer, Facebook-Kommentar, Schaufenster, Kalender, Nachrichtensendung, Theater und Wunschkarten. Erst eine solche mediale *Vielfalt* der wissenschaftlichen Objektebene ermöglicht es, die familiäre Diversität in unserer gegenwärtigen Medienkultur aufzuspüren und nicht *a priori* – durch eine vorgängige Eingrenzung auf beispielsweise ›Familie in Spielfilmen‹ – zu domestizieren. Eine Zusammenstellung facettenreicher Medien, die Dichotomien (privat-öffentlich; faktisch-fiktional; Ernst-Unterhaltung u. a.) skeptisch begegnet, ist eingedenk gegenwärtiger familiärer Vielfalt *eo ipso* gerechtfertigt.

Was aber ist die Gegenwart? Es lohnt sich an dieser Stelle die Bedeutungsdimensionen von *Gegenwart* näher zu bestimmen, weil eine intuitive, rein zeitliche Dimension zu kurz greift. Jahraus etwa hat vermutet: »Aber vielleicht ist die

12 Siehe hierzu den Eintrag *Potpourri* im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, in: <https://www.dwds.de/wb/Potpourri> (zuletzt aufgerufen am 06.02.2017).

13 Ibid.

Gegenwart gar keine Zeit, sondern selbst das Gegenteil der Zeit«¹⁴. Krauthausen und Kammer arbeiten im Rückgriff auf das *Deutsche Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm Bedeutungsdimensionen von Gegenwart heraus, die eingedenk der Dominanz der zeitlichen Bedeutung in unserer Gegenwartssprache geradezu erstaunlich sind¹⁵. Festgehalten wird eine Verbindung zwischen Gegenwart und Krise: »Sie [die Gegenwart, M.P.] ist als solche krisenaffin.«¹⁶ Pointiert formulieren sie: »In diesem Sinne ist *gegenwart* dann eine gerichtete Bewegung (auf bzw. gegen ›mich‹ zu), impliziert also ein Ereignispotential, das ›mich‹ involviert. Ein Synonym dieser *gegenwart* wäre: Krise.«¹⁷ Das *Grammatisch-kritische Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* von Adelung fokussiert im Hinblick auf Gegenwart gerade auf den Aspekt der Wirkung: »Der Zustand, da man durch seine eigene Substanz ohne moralische Mittelursachen, ja ohne alle Werkzeuge an einem Orte wirken kann«¹⁸.

Gegenwart lässt sich demnach als eine ortsgebundene Krise auffassen, die weder einer fernen Vergangenheit noch einer fernen Zukunft zuzuordnen ist.

Gegenwärtige familienpolitische Manifestationen zeichnen sich also dadurch aus, dass sie am Ort wirken, sich dort einfinden, sich richtungsorientiert den Zeitgenoss_innen zuwenden und einen krisenhaften Vorfall evozieren. Wenn ich von unserer *gegenwärtigen* Medienkultur spreche, dann beziehe ich mich eher auf eine räumliche Ausdehnung (›in situ‹) denn auf eine zeitliche. Die Fokussierung auf die Gegenwart wird hier vor allem dadurch bewirkt, dass der mediale Ort der Aushandlung, die »mediale [...] Vergegenwärtigung«¹⁹, sukzessive wechselt, wirkt und so stets auf mich und die Rezipient_innen herausfordernd hinzukommt. Die Analyse »medialer Vergegenwärtigung« ermöglicht also, problemorientiert das »antagonistisch Entgegenkommende«²⁰ von Familiarität wie etwa die konflikthafte Auseinandersetzung mit Pränataldiagnostik aufzuspüren.

14 Jahraus, Oliver: Die Gegenwartsliteratur als Gegenstand der Literaturwissenschaft und die Gegenwartigkeit der Literatur. Vortrag auf der Tagung des Literaturbeirats des Goetheinstituts in München am 14.1.2010, in: Medienobservationen (2010), in: http://www.medienobservationen.lmu.de/artikel/allgemein/allgemein_pdf/jahraus_gegenwartsliteratur.pdf (zuletzt aufgerufen am 25.06.2016).

15 Krauthausen, Karin und Kammer, Stephan: Gegenwart, gegenwart. Für einen strukturalen Realismus, in: Neue Rundschau 1 (2016), S. 141–154, hier: S. 142.

16 Ibid., S. 141.

17 Ibid., S. 142. Diese kursiven Hervorhebungen und alle weiteren Hervorhebungen bei Zitaten – wenn nicht von mir anders gekennzeichnet – sind im Original vorhanden.

18 http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009132_2_0_824 (zuletzt aufgerufen am 03.07.2016).

19 Krauthausen und Kammer: Gegenwart, gegenwart, S. 143.

20 Ibid., S. 142.

Es wird mannigfaltig und beispielorientiert gezeigt – und dies ist das Hauptanliegen der Arbeit – wie wichtig bei theoretischen und praktischen Aushandlungen rund um Familialität im Zeitalter medizintechnologischer Bedingungen die *Berücksichtigung der medienkulturwissenschaftlichen Perspektive* ist.

Fokussiert wird mit der Annahme *medizintechnologischer Bedingungen* auf die gesellschaftliche Präsenz eines breiten Spektrums von *Verfahrens- und Argumentationsmodi*, die sich stets wechselseitig konturieren und bedingen. Jene medizintechnologischen Bedingungen werden aufgrund der thematischen Einschränkung schlichtweg als *familientechnologische* bezeichnet. Dabei geht es mir bei jenen familientechnologischen Bedingungen gerade nicht um die konkrete Einordnung und Explikation von spezifischen Verfahren als Mittel der *künstlichen* Befruchtung (beispielsweise In-vitro-Fertilisation) oder als *Vorsorge-Technik*. Die in dieser Arbeit beobachteten familientechnologischen Bedingungen, verstanden als Verfahrens- und Argumentationsmodi, bilden ein diskursives Mosaik, in welchem so verschiedene Signifikanten wie etwa *Leihmütter, Samenspender, Pränataldiagnostik, Regenbogenfamilien, biologische Mütter, Perfektion, Machbarkeit* und *Monitoring* existieren.

Der kritische und problemorientierte Impetus der vorliegenden Arbeit führt dazu, dass das Analysieren gegenwärtiger familienpolitischer Manifestationen seinerseits gleichsam zum Manifest werden kann. Dennoch: Niemals geht es um Kritik an einzelnen Protagonist_innen. Problematisiert wird hier nur das diskursive Feld (in Anlehnung an Foucault und Butler). Der kritische Impetus soll im Aufmerken auf das stets miteingeschriebene Problematische, in der Haltung des stets wachsam misstrauens Toleranz und Demokratie durchspielen. Dieses Vorgehen lässt entglättend Mehrdeutigkeit zu. Mit dieser Strategie kann an Butler angeknüpft werden, die in kritischer und problemorientierter Haltung ambivalentes, differenziertes, plurales, womöglich uneindeutiges und komplexes Mitdenken des stets Anderen im Kontext von Feminismus und Reproduktionstechnologien präferiert:

»Feministinnen, die die Reproduktionstechnologien kritisieren, weil sie letztlich den mütterlichen Körper durch einen patriarchalen Apparat ersetzen, müssen sich gleichwohl mit der erweiterten Autonomie auseinandersetzen, die diese Technologien für Frauen gebracht haben. Feministinnen, die solche Technologien wegen der damit eröffneten Optionen begrüßen, müssen trotz allem mit den Nutzungsweisen klarkommen, zu denen sich diese Technologien gebrauchen lassen, Nutzungen, welche

durchaus die kalkulierte Perfektionierung des Menschen oder die vorgeburtliche Selektion nach Geschlecht und Rasse beinhalten können.«²¹

Das Gefahrenpotenzial der Reproduktionstechnologien und die durch diese eröffneten Möglichkeiten sollen demnach gleichzeitig in den jeweiligen Betrachtungskontext inkludiert werden.

Die zentrale Frage der vorliegenden Arbeit lautet daher antipräsriptiv: Welcherlei Familienpolitiken manifestieren sich in unserer gegenwärtigen Medienkultur?

Zur Beantwortung dieser Leitfrage werden in den einzelnen Kapiteln (3, 4, 5) jeweils Teilfragen diskutiert. Die argumentative Bewegung entfaltet sich insgesamt vom allgemein Diskursiven über ein spezielles Diskursphänomen hin zum konkreten Exemalum. Folgende Teilfragen können formuliert werden:

Wie lassen sich die konflikthaft-problematisierten diskursiven Elemente in einem als familientechnologisch zu definierenden Zeitalter und Möglichkeitsraum *über reine Deskription hinausgehend* inhaltlich bestimmen und einordnen (Kapitel 3)?

Wie arrangieren *disparate* Medien in unserer Medienkultur die wissenschaftlich bereits intensiv thematisierte Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit bei aktuellen Fragen rund um Familie (Kapitel 4)?

Welche Konfliktfelder und Kontexte werden medienkulturell im Zusammenhang mit Familienbildung und Familienzusammensetzung angeboten (Kapitel 5)?

Wenn es um Manifestationen von Familialität geht, die in unserer gegenwärtigen Medienkultur, also im Zusammenhang mit einer als grundlegend anzunehmenden Verschränkung von Kultur (Lebenspraxis) und Medien (in ihrer ganzen Dispartheit) zu beobachten sind, dann ist es heuristisch erforderlich, antipräsriptiv von jenen *vielgestaltigen Observanzen* auszugehen. Diese Observanzen erhalten ihren Status als *Observanzen von Gewicht* (in Abwandlung zu Butlers Monografie *Körper von Gewicht*²²) dadurch, dass sie einen Familienbezug aufweisen. Ich gehe davon aus, dass der familienpolitischen Vielfalt nur durch Beachtung *diverser medienkultureller Arrangements* wissenschaftlich begegnet werden kann.

Noch einmal pointiert: Die Dispartheit der Familienbeispiele ist eine gewollte Strategie, um der gelebten familialen Mannigfaltigkeit gerecht werden

21 Butler, Judith: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt am Main 2009, S. 24.

22 Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt am Main 1997.

zu können. Den berechtigten Einwänden im Hinblick auf die facettenreiche Objektebene, wonach das beispielorientierte Potpourri mich einholt, der rote Faden womöglich fehlt, oder (ich habe diese Kritik mehrfach gehört) infolgedessen die Objektebene unmöglich gezähmt, eingeordnet, ja sogar *bestimmt* werden kann, entgegne ich damit, dass *Familiarität nicht einzuholen ist*. Aus dieser Uneinholbarkeit von Familiarität resultiert die intendierte Offenheit der Objektebene. Daneben soll darauf verwiesen werden, dass die vereinbarte Nichtunterscheidung oder die Gleichberechtigung mannigfaltiger Medien eben durchaus diskursanalytisch ist.

Die Arbeit zeichnet sich also durch eine *mediensyntagmatische* Herangehensweise aus, indem disparate Medien *nebeneinander* stehen. Durch eine antipräskriptive, zum Teil anekdotische Fokussierung auf familienpolitische Aushandlungen sind neue und andere Erkenntnisse rund um Familiarität möglich. Observanzen von Gewicht generieren sich nicht durch ihren Status im Diskurs, der ihnen eine Einordnung als etwa fiktional oder lesenswert einräumt. Observanzen erhalten Gewicht, indem sie unterschiedliche Facetten gegenwärtiger Familienpolitik illustrieren.

Bevor die Gliederung und die zentralen Thesen der Arbeit am Ende dieses Kapitels zusammenfassend erläutert werden, erfolgen ein anekdotischer Einstieg und eine begriffliche Erfassung unserer »Medienkultur«.

Mit Franziska Frei Gerlach kann von einer initiierten Funktion von Intuitionen ausgegangen werden:

»Intuitionen tragen das Stigma der Unwissenschaftlichkeit und werden darum wohlweislich in der Argumentation verschwiegen, nichtsdestotrotz bezeichnen sie meist den Beginn des Nachdenkens.«²³

Der Beginn des Nachdenkens ist im Folgenden völlig intentional an Impressionen *in situ* mit dem Ziel gebunden, auch subtile und unscheinbare Familienbezüge zu illustrieren. Im Anschluss daran wird die Synchronizität von Medialität und Familiarität, von Medien und Familienpraxis exemplifiziert, wobei ausgeführt wird, was es bedeutet, in einer »Medienkultur« zu leben. Jene medienkulturelle Ausrichtung ist dabei hinreichend und notwendig an einen näher zu charakterisierenden Medienbegriff gebunden, der Erkenntnis ermöglicht. Nach einer modellhaften Verdeutlichung und Explikation zentraler Begriffe der Fragestellung (Familienpolitik, Manifestation, Medienkultur) können die daran

23 Frei Gerlach, Franziska: Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden, Berlin 1998, S. 138, Fußnote 70.

anknüpfenden disparaten Observanzen von Gewicht herangezogen werden, um den Diskussionsbedarf bei Fragen rund um Familialität zu verdeutlichen.

Der Mehrwert des nun folgenden anekdotischen Einstiegs besteht darin, dass familiäre Gewöhnlichkeit hinterfragt wird. Das erste Beispiel zeigt anschaulich und praxisbezogen geschlechterstereotype Zuschreibungen im Kontext der Geburt eines Babys. Das zweite Beispiel dokumentiert erstens Familialität als Herstellungsprozess (»Doing Family«²⁴) und zweitens die selbstvergewissernde, autokonstitutive Sichtbarmachung von Familie (»Displaying Family«²⁵).

In meinem Bekanntenkreis kommt ein Baby zur Welt. Der Vater informiert mich, nachdem ich wider besseren Wissens das ›Geschlecht‹ des Kindes erfragt habe: »Es ist ein Junge, und deshalb werden wir nun die Hausratsversicherung erhöhen«. Ich möchte nicht leugnen, dass es sich bei diesem ulkigen Beispiel, in dem Geschlechtlichkeit hochgradig stereotyp codiert ist, um eine ganz gewöhnliche nichtwissenschaftliche Alltagskommunikation handelt. Dabei handelt es sich jedoch insofern um eine Observanz von Gewicht, als deutlich zum Vorschein kommt, wie die Ankunft eines Jungen, wie Familialität *ab ovo* in kulturelle Zuschreibungen eingebettet ist.

Unlängst erhalte ich (nicht im Hinblick auf mein Dissertationsprojekt, rein zufällig) eine vermutlich mit dem Smartphone getätigte Aufzeichnung, die eine Familienkomposition medial festhält, begleitet, *ja gerade konstituiert*: Die Mutter und ihre zweijährige Tochter sitzen am Esstisch und nehmen eine Mahlzeit zu sich. Da der Vater filmt, ist er auf der Aufzeichnung nicht zu sehen, aber zu hören. Familialität erscheint als medial-performativer Signifikationsprozess²⁶.

Im Folgenden gebe ich den Dialog der Familie Müller [Namen geändert, M. P.] wieder, wobei zum Verständnis erforderliche Informationen in Klammern beigefügt und zentrale Elemente hervorgehoben sind:

»Vater: Wo ist die Melanie Müller?

Melanie [nach einem eher unverständlich singsanghaft-tonalem Gemurmel als Mischung aus dem Familiennamen und dem Vornamen sagt sie laut und durchaus selbst- und identitätsbezogen]: Melanie

Vater: Melanie und weiter?

24 Siehe dazu richtungsweisend Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family*. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim und Basel 2014.

25 Finch, Janet: *Displaying Families*, in: *Sociology* 1 (2007), S. 65–81.

26 Zum performativen Herstellungscharakter von Familie siehe auch Nusser: »Die Familie« muss als eine diskursive Konstruktion begriffen werden, die erst performativ hergestellt wird«, Nusser, Tanja: »wie sonst das Zeugen Mode war«. *Reproduktions-technologien in Literatur und Film*, Freiburg im Breisgau u. a. 2011, S. 35.

Melanie [erneut]: Melanie

Vater: Müller!

Mutter: Und wie heißt der Papa?

Melanie: *Auch* Sven [Die erste Verwendung von Melanies *auch* erscheint aus einer Erwachsenenperspektive falsch, da kein Bezugssubjekt zuvor genannt worden ist. Melanies Kommunikation von einem referenzlosen *auch* ist aber insofern interessant, als wohl äußerst entschieden von einem allgemein-identitären Zusammenschluss ausgegangen wird, bei dem eben der Vater Sven *auch* dabei ist]

Mutter: Genau

Melanie: Müller Sven

Mutter: Genau. Müller Sven

Vater [zeitgleich zur Mutter]: Ja genau

Mutter [Melanie isst gerade Salami]: Und wie heißt die Salami?

Melanie: *Auch Müller Sven* [Mutter und Vater *lachen*]

Vater [wohl eine Kontamination aus Müller und Salami]: *Müllernami*

Vater: Wie heißt die Mama?

Melanie: *Auch* Müller

Mutter: Ja, genau

Mutter: Und wie heißt die Stefi?

Melanie: *Auch* Müller

Vater: Sehr gut! Mensch, toll!«

Das gerade zitierte alltägliche Beispiel ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen wird ersichtlich, dass unter bestimmten Bedingungen (zumindest der Bedingung des gemeinsam-einheitlich rhetorischen Bezugnehmens, des kommunikativen Gewährseins der distinkten Existenz) sogar eine Salamischeibe in den Familienbund aufgenommen ist, und zwar in den Augen von Melanie ganz selbstverständlich (»Und wie heißt die Salami? *Auch Müller Sven*«). Dagegen erscheint die familiäre Integration der Salami für die Eltern schon nicht mehr selbstverständlich – so zeigt es zumindest das Lachen an, das Distanz markiert²⁷. Das von Melanie wiederholt verwendete Adverb »*auch*« drückt – initiiert durch die Eltern in einem freilich diskursiven Kontext – eine Form der Gleichheit, eine Zusammengehörigkeit, d. h. hier in Verbindung mit dem Nachnamen familiäre Gemeinschaft aus. An diesem Beispiel wird ersichtlich, dass Familie hergestellt wird, und zwar mitunter bezeichnungspraktisch und konstitutiv medial. Es ist

27 Lachen ist eine Affektäußerung der Distanzierung; Keck, Annette: Grotteskes Begehren und exzentrische Deklamationen. Zur Eskamotage des Pathos in der Literatur des bürgerlichen Realismus, in: Zumbusch, Cornelia (Hrsg.): Pathos. Zur Geschichte einer problematischen Kategorie, Berlin 2010, S. 117–138, hier: S. 123–124.

kein Zufall, dass die Familienkomposition medial begleitet wird; vielmehr konstituiert die Aufzeichnung Familie mit. Entsprechend konstatieren Theunert und Lange:

»Nur durch ein aufwändiges Zusammenspiel von Routinen und Gemeinsamkeit, Verlässlichkeit und Flexibilität lässt sich noch ein gemeinsames Familienleben etablieren. In diesem Rahmen nehmen die Medien vielfältige unterstützende, zum Teil – so unsere These – konstitutive Funktionen für das Doing Family in symbolischer und praktischer Hinsicht ein.«²⁸.

Der Terminus »Doing Family« rekurriert dabei auf »Familie als Herstellungsleistung«²⁹. Die damit anskizzierte aktive und agitatorische, konstruktive Vorstellung von Familie »umfasst Prozesse, in denen in alltäglichen und biografischen Interaktionen Familie als sinnhaftes gemeinschaftliches Ganzes hergestellt wird.«³⁰

In der vorliegenden Arbeit wird konzeptionell von einer »Medienkultur«³¹ ausgegangen – getreu dem berühmten Ausspruch Siegfried J. Schmidts: »Das Programm Kultur realisiert sich als Medienkultur, und man könnte fast hinzu-

28 Theunert, Helga und Lange, Andreas: »Doing Family« im Zeitalter von Mediatisierung und Pluralisierung, in: *merz. Zeitschrift für Medienpädagogik* 2 (2012), S. 10–20, hier: S. 18.

29 Jurczyk, Karin: Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie, in: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, Weinheim und Basel 2014, S. 50–70. Zur Aushandlung von Zugehörigkeit in Pflegefamilien auch über die Namensgebung siehe Helming, Elisabeth: *Alltagspraxis in Pflegefamilien: Vulkane, Eisberge und der sanfte Sog der Beiläufigkeit*, im selben Band, S. 71–94, besonders: S. 80–82.

30 Jurczyk: Familie als Herstellungsleistung, S. 61.

31 Schmidt, Siegfried J.: *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*, 3. Aufl. Münster 2003, S. 320. Zur Konturierung von Medienkulturwissenschaft siehe auch Zierold, Martin: *Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive*, Berlin und New York 2006. Darin entwickelt Zierold eine zweifelslos fruchtbare »Variante des Medienkompaktbegriffs«, *ibid.* S. 163. Zierold ist vollends zuzustimmen, wenn er Studien ablehnt, die beispielsweise »Vergangenheit in den Filmen von XY« isoliert untersuchen, *ibid.*, S. 195.